

Zeitschrift: Schweizerische Kirchen-Zeitung
Band: 8 (1839)
Heft: 43

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Luzern, Samstag

No. 43.



den 26. Weinmonat

1839.

Schweizerische Kirchenzeitung,

herausgegeben von einem
katholischen Vereine.

Da der Jesuitenorden es für seine Hauptaufgabe erklärt hatte, rastlos am dem Seelenheil des Menschen zu arbeiten, so glaubte er sich eben dadurch verpflichtet, sich keinen dahin abzielenden Einrichtungen zu entziehen.

Robertson.

Im den Volksboten von Basel.

Den veranlassenden Grund dieses meines Schreibens an Sie enthalten folgende Worte Ihres Blattes Nr. 38: „Man kann ein treulofer Bürger werden, und doch ein guter Katholik bleiben. Heil dem Protestantismus, wo Christenthum und Bürgerthum so innig zusammen verbunden sind, daß ein solches Zwitterleben unmöglich ist!“ Mit diesen Worten wollen Sie nicht nur das Benehmen der kath. Geistlichkeit von Basellandschaft im J. 1833 als Hochverrath brandmarken, sondern überhaupt den Katholizismus der Lehre des Hochverraths beschuldigen. Sie sind sehr ungehalten, daß die katholischen Pfarrer der Landschaft auf ihren Pfändern verblieben, während die unter der alten Regierung eingesetzten protestantischen Pastoren auf ihre Stellen verzichten mußten, — und Sie wissen das Bleiben der kath. Pfarrer keiner andern Ursache zuzuschreiben als dem Hochverrath. Sie verrathen wieder einmal einen tiefen Haß gegen den Katholizismus und lassen sich dadurch verleiten, Thatsachen zu entstellen. Ich erwidere Ihnen, und zwar zuerst ein Wort über das Verhältniß der katholischen Geistlichkeit zum Staate; alsdann über das specielle Faktum, von dem Sie gesprochen, insbesondere.

Weil Sie es mit dem Christenthum ernstlich meinen, so darf ich mit Ihnen auch vom christlichen Standpunkte aus über dies Verhältniß der kath. Kirche oder hier der kath. Geistlichkeit zum Staat sprechen. Jesus Christus kam nicht in diese

Welt, um Politik zu lehren oder Regierungsformen vorzuschreiben. Darum giebt er den arglistigen Fragestellern die Antwort: dem Kaiser — auch dem Heiden Augustus — zu geben, was des Kaisers ist. Wir lesen auch nicht, daß er wider die Regierung des heuchlerischen und ehebrecherischen Herodes gesprochen habe. Und dem Pilatus sagte er ins Angesicht: „Du hättest keine Macht, wenn sie dir nicht von Oben gegeben wäre.“ (Sieh Joh. 19, 11.)

Wenn Sie nun wollten, Sie dürften es nicht schwer finden, schon aus den angeführten und ähnlichen Stellen der heiligen Schrift die richtige Ansicht vom Verhältniß der katholischen Geistlichkeit zum Staate zu gewinnen. So wenig Jesus Christus, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, vom Vater den Auftrag hatte, den Staat zu leiten, sondern die dem ewigen Leben entfremdete Menschheit wieder zurückzuführen, eben so wenig sendete er seine Apostel und ihre Nachfolger, um Staatsumwälzungen zu untersuchen, zu entscheiden, ob das aristokratische oder demokratische Prinzip obenan stehen solle, wer in der Stadt oder auf dem Lande zu regieren habe, sondern vielmehr dazu, um zu suchen, was verloren war. Die katholische Geistlichkeit hat ihre Aufgabe und ihre Macht nicht von Menschen, nicht von dieser Welt, und ihr Ziel ist unendlich erhaben über alle Staatsinteressen, welche sich nur auf Zeit und Raum beschränken. Der katholische Religionsdiener kann sich daher in jede Staats- und Regierungsform fügen, ihm ist, als solchem, jede gleich, unter jeder predigt er das Wort Gottes und betrachtet seine

Kirche von jeder gleich unabhängig. Der protestantische Prediger dagegen, als bloßer Staatsdiener, hat keine Selbstständigkeit gegenüber dem Staate, er hat sich in den Staat selbst versenkt und ist daher an die Staatsform unzertrennlich gebunden. Der katholische Priester hat nebens aus von der Staatsverfassung eine selbstständige Stellung in die er sich — ziemlich gleichgültig gegen die erstere — gerne zurückzieht; der Protestant hat dies nicht. — So viel im Allgemeinen über das Verhältniß der katholischen Geistlichkeit.

Nun ein Wort über einzelne Thatsachen, um deren willen Sie in Ihrem Blatte Nr. 38 die katholische Geistlichkeit von Baselland des Hochverrathes beschuldigen. Ich muß glauben, daß der Unwille über die Ereignisse im Jahr 1833, verbunden mit einem unverkennbaren Groll gegen den Katholizismus — Ihnen die harte Beschuldigung in den Mund gelegt habe. Aber hätte Ihnen dies nicht alle Besinnung genommen, Sie müßten doch wissen, daß die von Ihnen so hart gescholtene kath. Geistlichkeit vor und nach 1833 viel bessere Gefinnungen gegen Baselstadt hegte, als daß Sie dieselbe in dieser Hinsicht verrätherisch nennen dürften. Oder sagen Sie: warum wurde doch der katholischen Geistlichkeit von Basellandschaft so lange die Bezahlung entzogen? Doch gewiß nicht, weil sie sogar mit Verrath der neuen Ordnung der Dinge sich angeschlossen! Wohl aber deswegen, weil sie Anstand nahm, dem neuen Staate auf die geforderte Weise zu huldigen. Hätte es damals nur an der neuen Regierung gelegen, und stände das hierarchische Gebäude des Katholizismus auf keinem festern Grunde als das Ansehen Ihrer Pastoren, Sie hätten dann unsern kath. Pfarrern von Baselland gleiches Lob spenden mögen, mit geringer Ausnahme, wie Sie es Ihren Pastoren spendeten. Daß der kath. Geistliche, der vom Staatswesen fern gehalten wird, einer Veränderung darin ziemlich gleichgültig zusieht, sich nicht herbeidrängt, um eine gewisse Form oder Partei aufrecht zu erhalten, die ihm beständig sagt: das geht dich nichts an, besorge du dein religiöses Geschäft — daß er dem neuen wie dem alten Staat Gehorsam gelobt in allen Dingen, welche den Gesetzen seiner Kirche nicht widersprechen — das kann gewiß nur der leidenschaftlich Befangene ihm als Hochverrath deuten.

Aus der gleichen Quelle der Leidenschaft, der Befangenheit und des Hasses gegen den Katholizismus gehen auch die Entstellungen und Unwahrheiten hervor, womit Sie und Ihresgleichen die Scheidewand zwischen den Katholiken und Protestanten beständig stützen und das unschuldige Volk vom Eintritt in den Einen Schaffall hindern; denn wenn Sie Ihrem Volke, dem ehrlichen, das um nichts weiß, als im Schweisse seines Angesichts sein Brod zu gewinnen und das seine Hoffnung über das Grab hinaussetzt — wenn Sie diesem

die reine Wahrheit sagten, es würde, so wahr Gott lebt, in Masse zur großen katholischen Gottesgemeinde zurückkehren, zum Glauben seiner Väter!

Welche Vorurtheile gegen den Katholizismus in Folge Ihrer Entstellungen sogar unter gebildeten Leuten Ihrer Confession herrschen, hatte ich schon oft Gelegenheit die Erfahrung zu machen. Erst vor wenigen Tagen geschah dies wieder in einem Dorfe unweit Basel. — Ein Mann, der nicht wenig Anspruch auf Bildung machte, gab sich als Protestant dadurch zu erkennen, daß er in einem Gespräche mit dem katholischen Pfarrer in N. . . . behauptete, die Katholiken beten die Heiligen an. Der Pfarrer, den es sehr befremdete, aus dem Munde eines, wie es ihm schien, sehr aufgeklärten Protestanten eine solche Rede zu hören, wollte ihn eines Bessern belehren, und erklärte ihm: wir Katholiken verehren die Heiligen und rufen sie um ihre Fürbitte an, in der Ueberzeugung, daß ihre Gebete im Himmel zu unserm Besten eben so wirksam sind, als überhaupt das Gebet der Gläubigen hier auf Erden. Von Anbetung der Heiligen ist bei uns Katholiken nimmer und nirgends die Rede. Hr. N. wollte aber immer noch seine Meinung nicht aufgeben. Der Pfarrer erbot sich, über die Verehrung der Heiligen einen katholischen Katechismus vorzulegen, und versicherte ihn, er werde darin keine Sylbe von einer solchen Anbetung der Heiligen finden. Besagter Hr. N. ließ es darauf ankommen, gieng mit dem katholischen Pfarrer nach Hause und ließ sich den Katechismus bringen und sah selbst nach der betreffenden Stelle. Nachdem er alles dahin Bezügliche gelesen, machte er dem Pfarrer ganz verwundert die Aeußerung: er hätte doch nicht geglaubt, es in dem Katechismus so zu finden, und daß also die Katholiken ganz mit Unrecht beschuldigt würden, als beteten sie die Heiligen Gottes an, da sie doch dieselben vielmehr als ihre Brüder und Schwestern betrachteten, und sie bloß um ihre Fürbitte anzurufen für nützlich hielten. — So würde es mit jeder Lüge und Lästung gehen, welche die Feinde des Katholizismus heutzutage wieder mehr als je unter dem Volke in Gang zu bringen sich bemühen. Wehe denen, welche nicht ins Reich Gottes eingehen wollen, und die, welche gehen wollten, mit List und Gewalt davon zurückhalten! — Urtheilen Sie nun mit aufrichtiger Wahrheitsliebe über dies mein Schreiben! Kein Auftrag der von Ihnen Gescholtenen bestimmte mich dazu, und mich selbst trifft Ihre Rüge nicht. Ich schrieb Ihnen aus Auftrag der Wahrheit, der ich das offene Bekenntniß schuldig bin. — Ich schmeichle mir aber keineswegs, hiedurch verhindert zu haben, daß Sie nicht, wenn es sich Ihnen eben schickt, schon in Ihrer nächsten Nummer wieder sagen: die Katholiken beten die Heiligen an, sie begehen abscheulichen Götzendienst!

. . . . R.

Auszüge aus den Briefen des amerikanischen Missionärs P. Martin Schmid, S. J. Ein Beitrag zur Beleuchtung des ehemaligen Wirkens der Jesuiten in Paraguay.

Vierzehnter Brief. An seinen Bruder, Kapuziner.

In den Missionen der Schikiter, den 5. Okt. 1767.

„Es wird Ihnen längst schon bekannt sein, daß der König von Spanien (wie die Könige von Portugal und Frankreich) auch dahin gebracht worden ist, daß er alle Jesuiten in seinem Reiche vertilget und aus selbem wegschickt. Die Briefe des Königs sind auch hier in Indien und in unsern Missionen angekommen. Der König befiehlt darin, daß alle Missionäre nach Spanien sollen gebracht werden; nur die ganz Alten und Kranken, welche nicht mehr reisen können, sollen in diesen Missionen oder Wölkerschaften bleiben. Einer von diesen Alten bin ich, denn ich bin 73 Jahre alt und also werde ich hier bleiben. Anstatt der P. Missionäre, welche nach Spanien abgehen, werden weltliche Priester hieher kommen, welche in Zukunft die Pfarrer der Indianer sein werden. Einzig und allein aus Erbarmung über die armen Indianer bleibe ich ganz gerne bei ihnen, damit ich, wie bisher, auch in Zukunft ihnen beistehen, sie trösten, und ihnen zu allen Tugenden und zu einem seligen Tode verhelfen möge, so lange, bis unser allmächtige Gott auch mich zu sich rufen wird, welches ich einzig begehre, verlange, bitte und von seiner unendlichen Güte durch die Fürbitte der seligsten Mutter und Jungfrau Maria — unsere Hülf, Trost und Zusucht — hoffe.“

„O was für Zeiten haben wir erlebt! Von Anfang an ist die Gesellschaft Jesu verfolgt worden, und jetzt in diesen unsern Zeiten haben ihre Feinde es dahin gebracht, daß sie zuerst aus Portugal, dann aus Frankreich und jetzt noch aus Spanien vertrieben wurden. Unser allmächtige und gütigste Herr und Gott sei für Alles gelobt, gebenedeit, geehrt und gepriesen! In seine unendliche Güte empfehle ich mich; in seinen allerheiligsten Willen ergebe ich mich gänzlich. Jetzt sind wir wahrhafte Gesellen Jesu. Er geht mit dem Kreuze uns vor und führt uns zum Himmel. O Trost! o Freude! o Ergöblichkeit! Dies ist der letzte Brief. Beten Sie für mich, gleichwie ich auch für Sie alle bete, damit wir alle in dem Himmel uns sehen, und unsern gütigsten Gott in Ewigkeit lieben und loben mögen.“ —

Diese Trennung erfolgte im Christmonat 1767. P. Martin mußte in seinem 73. Jahre die hohen, zum Theil mit Schnee bedeckten Gebirge des Königreiches Peru übersehen, und zwei Monate mit Reisen zubringen, um zum nächsten Meerhafen, Arica, zu gelangen. Von da segelte er nach Lima und Panama, legte von hier die Landenge bis Portobello auf Mantthieren zurück, schiffte den 2. Jänner 1769 sich

dort wieder ein, und kam über Karthagena und Havanna den 24. Mai nach Cadix in Spanien. Den 3. Herbstmonat 1770 verließ er Spanien, und landete den 30. in Porto Specia nächst Genua. Von hier gieng seine Reise über Mantua, Trient und Innsbruck nach Augsburg, wo er endlich den 13. Wintermonat 1770 ankam. Weil seine Anverwandten in der Schweiz sehr wünschten, ihn noch zu sehen, zu sprechen und näher zu besitzen; so nahm er auf Veranstaltung des Provincials im Frühlinge 1771 im Kollegium in Luzern seine bleibende Wohnung, nachdem er in seinem sehr hohen Alter wieder eine beschwerliche, drei Jahre dauernde Reise von mehr als 3000 Stunden über Land und Meere vollendet hatte. Hier brachte er, vertieft in Gedanken über das traurige Schicksal seiner Schikiter, die mit Abneigung gegen die neuen, ihnen aufgedrungenen Seelsorger erfüllt, vielfältig in ihre alten Wälder und Höhlen zurückzuziehen, den Rest seiner Tage im Gebete für dieselben und in Uebungen der Liebe zu, bis der Augenblick seiner Auflösung herankam, der ihn nach seinem apostolischen, rastlosen Leben in die ewige Ruhe einführte den 10. März 1772.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schulverbesserungen nach Hrn. Lehrer Dula.

(Schluß.)

Hr. Dula gesteht am Ende, daß nichts, somit auch die Schulen im Kanton Luzern nicht, vollständig sind und „Mängel immer bleiben“ werden. Wir stimmen zu, und glauben, daß z. B. ein Hauptforderniß sei, daß ein jeweiliger Oberlehrer sich logisch und sprachrichtig auszudrücken wisse. Nun enthält die gleiche Broschüre eine Rede von Hrn. Oberlehrer Rietchi worin wir lesen: „Wenn im neuen Erziehungs-gesetze auf ein stehendes Lehrerseminar nothwendig Bedacht genommen werden muß, so hat dies unstreitig zur Folge, daß auch für eine bessere Existenz der Lehrer gesorgt werden müsse.“ Es bedarf großer Verstandesschärfe, wie sie uns gewöhnlichen Menschen nicht eigen ist, um hier die nothwendige Folge des Nachsatzes aus dem Vordersatz d. h. der bessern Bezahlung aus dem stehenden Lehrerseminar heraus zu finden. Ja wenn die bessere Besoldung der Schullehrer die einzige oder doch die wichtigste Folge des stehenden Lehrerseminars ist, so wird Mancher denken: nun, so wollen wir kein stehendes Lehrerseminar! Ferner heißt es dort: „Nur wenn dies geschieht, so wird dann auch leichter einem dritten Mangel . . . entgegen gekommen werden.“ . . . „Wo der Landmann aller seiner Leute zur Arbeit braucht.“ Seit wann ist diese Sprachrichtigkeit Mode geworden? In einem mündlichen Vortrag könnte man allenfalls solche Verstöße übersehen; aber in einer Rede, die man der Oeffentlichkeit übergiebt, und dazu noch von einem Oberlehrer! Von der Gehaltlosigkeit der Rede selbst, vom

Mangel alles Zusammenhangs wollen wir gar nicht sprechen. Dennoch können gewisse Herren nie satt werden, gegen Männer loszuziehen, denen sie nicht einmal die Schuhriemen zu lösen würdig wären! „Zudem, sagt Hr. Dula, kann sich unser Staat mit jedem andern darin messen, daß er einen Schul-lehrerstand besitzt, der sich durch guten, redlichen Willen und moralische Haltung stets ausgezeichnet hat und darum unbedingter Achtung werth ist.“ Das Lob ist wahrlich groß; wir wollen es nicht beeinträchtigen, nur das bemerken wollen wir, daß Männer, die wohl bedenken, was sie sagen und nicht ohne Kenntniß der Sache zu reden pflegen, das gerade Gegentheil hievon sagen, und wohl zu schätzen wissen das Gewicht dieser Worte.

Einen Uebelstand finden wir darin, was Hr. Dula als den richtigen Grundsatz bezeichnet, daß nämlich die Erziehung Sache des Staates, nicht der Kirche sei, daß die Volksschule nicht „unter Kreuz und Fahne zu bringen“ sei — oder mit andern Worten: daß die Schule unabhängig von der Kirche sich constituire. Würde Hr. Dula jetzt solches auch noch sagen, nachdem die Reaktion in Zürich dieser Abirrung so mächtig entgegengetreten ist?*) Daß aber dieses das ernste Bestreben sei, erkennen wir aus dem Gesamteinhalt der Rede Dula's, da wir auch nicht ein einziges freundschaftliches Wort gegen die Religion oder Kirche finden, sondern alle das feindseligste Gepräge an sich tragen, wie denn auch in der Rede des Hrn. Nietschi wohl von einem „Denkmal der Bürgertugend“ gesprochen und an die „Menschlichkeit“ appellirt wird, und Hr. Dula es nicht unschicklich findet, seine Rede zu schließen mit einer Bitte, oder einem Gebet an den „Genius des Vaterlandes“ um Erleuchtung des Geistes jener Männer, welche berufen sind, „der heiligen Angelegenheit der öffentlichen Erziehung“ die richtige Bahn zu bezeichnen! während von Religion oder Christenthum auch nicht ein einziges Wort zu finden ist.**) Wie abgeneigt gegen den Katholizismus lauten nicht namentlich folgende Worte Dula's: „Fanden sich nicht stets unter den Protestanten die tüchtigsten Männer in jedem Fache? Sind sittenerhaltender Fleiß, blühendes Gewerbe, verstandeshelle Bildung nicht gleichsam ihr Eigenthum? Wie auffallend ist der Unterschied zwischen ihnen und den Katholiken, wo beide Parteien neben einander wohnen? Schon ins dritte Jahrhundert dauert diese Erscheinung fort ic.“ Es würde uns zu weit führen, ist auch schon genugsam nachgewiesen worden, daß

*) Ist doch sogar der „Schweizerbote“ durch dieses wichtige Ereigniß für einen Augenblick so gelehrig geworden, daß er in der neuesten Nummer die Emancipation der Schule und selbst des Staates von der Kirche, verwestlich fand.

***) Der selige Niklaus Wolf von Rippertschwand hat schon zur Zeit, als dieser Sempacher = Verein noch von 200 bis 300 Mitgliedern besucht wurde (während jetzt nur noch von 40), die Leute ernstlich abgemahnt, an diesem Verein Theil zu nehmen, und einen Mann, der auf der Hinfahrt den Niklaus Wolf noch befragte, ermahnte er, wieder heimzugehen, wenn ihm die kath. Religion lieb sei.

die Geschichte die Behauptung Lüge straft, die Reformation habe zur Förderung der Wissenschaften und guten Sitten beigetragen. Aber gegen die oben angeführte Behauptung, daß die Katholiken hinter den Protestanten an und für sich immer zurückstehen, wollen wir ein schlagendes Beispiel anführen. Dula stellt uns Preußen als den Musterstaat vor Augen. Wir wollen uns an diesen halten. Preußen zählt bekanntlich fast rein protestantische, fast rein katholische und gemischte Provinzen. Nun haben wir gerade ein ganz neues Buch: „Preußen und das Preußenthum von Benedey“ vor uns, das ganz in Dula's Geistesrichtung geschrieben ist, und worin die Steuern der verschiedenen Provinzen so stehen: das protestantische Brandenburg und Pommern zahlen 8 Prozent vom Reinertrag des Grundgutes, das protestantische Preußen 10%, das katholische Posen 13%, Sachsen 13%, Schlesien 14%, das größtentheils kath. Westphalen 19%, die Rheinprovinz, ehemals unter geistlichen Fürsten stehend, sogar 21%. Somit ist Preußen entweder der Musterstaat der Ungerechtigkeit, daß er die immer ärmern und geisteschwachen Katholiken fast dreimal so hoch besteuert als die „gewerbfleißigen“ Protestanten, oder Dula's Behauptung findet da ihre Widerlegung in Zahlen. Was den „sittenerhaltenden Fleiß“ betrifft, wird ihm das gleiche Buch den Aufschluß geben: „Drei Jahre eines solchen Lebens (in Berlin) machen die Jünglinge der Universität zu marklosen Greisen, und — ihre Erziehung ist vollendet, sie sind würdig, in den Dienst des Staates zu treten.“ Ein eigenes Kapitel widmet dieser Deutschhümmler Benedey dem Beweise, daß in Preußen, Dula's Musterstaat der Erziehung, alle Bildung, in den Volksschulen, auf Gymnasien und Universitäten auf Bildung des Sklavensinnes gegen den König, auf Verdummung des Volkes und auf Erhaltung der bestehenden Ordnung der Dinge abgerichtet ist. — Aber in Luzern wie in Preußen besucht doch der siebente Theil der Bevölkerung die Schulen und ein allgemeines Schulgesetz gilt im ganzen Kanton! Also die Zahl giebt jetzt den Beweis guter Schulen? Wenn das ist, so steht die hiesige Lehranstalt auf einer tiefen Stufe, die in Freiburg dagegen ist eine vortreffliche, und zwar ist dies von der Zeit an so geworden, wo man in Luzern die Schulen immer zu verschlimmbessern angefangen hat. Im Kanton Zug stehen die Schulen fast ausschließlich unter der Leitung der kath. Geistlichkeit, da ist kein eigenes Schulgesetz, kein Erziehungsrath, keine Schulsteuern, und doch strömen die Kinder ohne Zwang in Menge in die Schulen, man hat da angefangen bessere Schulbücher einzuführen als solche, die anderwärts auf Staatsbefehl und Staatsrechnung gemacht werden, und die Schulen im Kanton Luzern würden sich kaum mit denen in Zug messen dürfen, in der Zahl derselben steht ersterer Kanton entschieden nach.

Aber das hilft alles nichts, und Hr. Dula erinnert uns an einen gewissen Privatdocent Hoffmann, der einst in einer Vorlesung über Statistik die süd-östliche Schweiz auf der Charte mit beiden Händen zudeckte und dann sagte: »da ist alles dumm,« denn da sind — Katholiken!

Noch vieles wäre zu sagen von der »Ereirung des Nationalunterrichts-systems,« vom »Altar des Volkes,« von Dula's Unparteilichkeit, von seiner Geschichtskennntniß, wenn er behauptet, daß von den Jesuiten kein großes geistiges Werk hervorgegangen. Aber wir dürfen unsere Leser nicht mehr weiter plagen — *Iam satis superque*. Wenn einmal Hr. Dula, dieses neue Licht, auf den Leuchter gestellt ist, wie hell wird erst die »Stall-Laterne« (Lucerna) leuchten! Wenn die neuen Titanen einen Sturm wagen wollten, dann würde der Papst wohl doch einmal den »Kirchenhimmel« räumen müssen, den er trotz dem Wittenbergermönch noch nie geräumt hat? O nein, deshalb muß Niemand in Sorgen sein; dafür braucht es mehr als Fertigkeit in poetischen Floskeln ohne Gehalt und Wahrheit. Nur zu, deshalb kehrt sich die Welt nicht um. Lehranstalten mögen durch Anstellung solch großer Geister auf dem bisherigen Fortschritt wieder etwas weiter rücken. Die Aeltern aber, welche sich durch diese Fortschritte veranlaßt sehen, ihre Söhne mit großen Opfern fortzuschicken, werden wohl den ökonomischen Schaden, den sie dadurch leiden, nicht vergessen, wenn ihnen auch das religiöse und wissenschaftliche Interesse weniger zu Herzen gehen sollte. — Aber diese unausstehlichen Verläumder! Immer suchen sie alles zu verdächtigen, was zur Verbesserung gethan wird. Sagt es ja doch der »Eidgenosse,« daß ungeachtet aller Verläumdungen die hiesige Lehranstalt dies Jahr um 7, sage sieben Studenten mehr habe als voriges Jahr. — Es ist wahrlich so auffallend, daß auch der Blinde greifen könnte, wohin das befolgte System führt; schon hundert und hundertmal ist es gesagt worden, weshalb es immer bergab gehe, und dennoch will man es nicht wissen, will es nicht hören; nein, nur Verläumdungen sollen alle Bemerkungen sein, die auch in der besten Absicht gemacht werden! Aber die Dinge nehmen in unsern Tagen einen so schnellen Gang, daß wir einige Hoffnung haben, es werde die Zeit nicht sehr ferne sein, daß man erkenne, die gemachten Bemerkungen seien nicht Verläumdungen gewesen. Wer es nicht erkennt in der Zeit, muß es erkennen, wenn es zu spät ist.

Kirchliche Nachrichten.

Unzern. Die Kirchhofangelegenheit in hiesiger Stadt wird schon lange Zeit zu einem Spiel der gemeinsten Intriquen gemacht. Petitionen werden jetzt wieder gesammelt, um denselben von der Pfarrkirche zu entfernen, und vorgege-

ben, diese Petition sei von der Stift ausgegangen. Nur das Interesse von ein Paar Privaten steckt dahinter. Wir wissen ganz bestimmt, daß die Stift an einer solchen Petition auch nicht den entferntesten Antheil hat. — Hr. J. A. Fischer ist noch immer nicht zu sehen und seine Vorlesungen haben noch nicht begonnen. Wie scheint, konnte er mit dem Hochw. Bischof nicht so schnell fertig werden, als er sich schmeichelte. Ein Gewisser, der die Klagschrift des H. Bischofs will gelesen haben, sagt uns, Hochderselbe berufe sich auf das allgemeine Urtheil, und diesem stimme auch er (Bischof) bei. Ueber die diesjährige Zahl der Studenten wird wenig laut. Es sollen heuer um sieben mehr eingeschrieben worden sein als voriges Jahr. Der Eidgenosse rühmt, daß in der Philosophie um 7 mehr seien, verschweigt dagegen, daß in der Theologie 5 weniger sind als verflorrenes Jahr, und daß Einer die Erlaubniß zum Besuch einer Universität nicht erhalten hat.

Obwalden. Wir freuen uns, berichten zu können, daß die ehrwürdigen Missionäre P. de Harbe, Burgstaller und Damberger aus der Gesellschaft Jesu, wie anderswo, so auch in unserm Kanton durch ihren religiösen Eifer, ihre Kunst, die Herzen für Jesu zu gewinnen, Großes geleistet und sich ein bleibendes Verdienst erworben haben. Wir haben die Bemerkung gemacht, daß es keineswegs ihr Ruf oder die günstige Meinung von ihnen ist, welche ihnen schon zum voraus die Herzen gewonnen hat. Vielmehr scheint das Vorurtheil, welches man so geschäftig gegen diesen Orden ausgebreitet hat, auch schlichte Landleute gegen die Jesuiten etwas rückhaltend gemacht zu haben. Sobald es kund wurde, daß die Missionäre in Alpnacht angekommen seien und die Mission eröffnet haben, eilten wohl einige Heißbegierige herbei, aber nur so daß die Kirche kümmerlich angefüllt war und Wohlmeinende schon wegen des Erfolgs Besorgnisse schöpften. Aber die Prediger bahnten sich in den Herzen Eingang; die Zuhörer brachten die frohe Botschaft nach Hause von dem Trost, den sie in den Predigten gefunden. So wurden die Vorurtheile, die man auch hielands gegen die Jesuiten hatte, bald überwunden und in auffallender Menge strömte dann von allen Klassen und Ständen eine solche Anzahl dahin, daß die überaus geräumige Kirche kaum mehr alle fassen konnte. Männer sah man Stunden weit herkommen, von denen man geglaubt hätte, sie würden Stunden weit vor den Jesuiten fliehen; Neugierde mag sie mitunter hingeführt haben; aber sie waren am Ende gerade die eifrigsten und gerührtesten Zuhörer. Und wie der Apostel von sich sagt, so gilt es auch von diesen — sie kommen nicht in menschlicher Weisheit oder in gelehrter Rede, sie beschwichtigen nicht durch weltlichen Trost, sondern trösten durch Besserung, und in ihren Reden gebrauchen sie bisweilen Gleichnisse, die nicht nach den Regeln der Aesthetik gewählt sind. Aber sie predigen Gottes Weisheit, die in

den Gemüthern Eingang findet. Keiner bereute es, da gewesen zu sein. Namentlich drückten die beträchtliche Anzahl aus dem Kanton Luzern den Wunsch öffentlich aus, daß doch auch ihre Regierung dem Volke die Wohlthat gestatten möchte, solche Missionen halten zu dürfen. — Die hiesigen Einwohner können diese Tage des Heiles nicht genug preisen, und jeder bedauert jene Stunde, die ihm den Antheil an dieser heiligen Mission verkümmerte. Gott gebe, daß diese Boten des Friedens zum gleichen Zwecke bald wieder in unserer Nähe erscheinen werden. — Später hielten sie wieder eine Missionen in Lauern, worauf Hr. Burgkaller sich von ihnen getrennt, der mit P. Melner in der gleichen Absicht nach Savoyen geht. Die Missionen werden immer mehr Eingang finden. Auch die Gemeinde Saar im Kanton Zug wird dieses Jahr noch eine Mission erhalten, wenn nicht der Böse es zu hindern weiß. Das Opfer, welches die Missionäre bringen, kann nur der vollends schätzen, welcher in der Nähe die unglaubliche Anstrengung derselben sieht; ihr Verdienst ist so offenbar, daß es jedermann sichtbar wird, obschon in vollem Maße nur dem Herzenskundigen.

Solothurn. Die „reorganisirte und erweiterte höhere Lehranstalt“ mußte schon gleich anfangs den „philosophisch-historischen Kurs“ einstellen.

St. Gallen. Der ausgetretene Kapuziner Sebastian Ammann (Morgenstern) ist endlich im Zuchthaus untergebracht worden. Hr. Hungerbühler hat ihm den Platz eines Buchhalters und Obergehilfen verschafft. Man muß hiebei mehr denken, als man sagen darf!

Bern. An die Stelle des seligen Cuttat ist Hr. Dekan und Pfarrer Contin von Saigierlegne zum Domkapitular ernannt worden. Er war Freund und Seminargefährte Cuttats.

Preußen. Berlin, 11. Okt. Der Herr Erzbischof von Dunin, in sich davon überzeugt, daß ihm nichts Anderes übrig bleibe als nach Posen zurückzukehren, machte aus diesem Vorhaben keinerlei Geheimniß, und offen klagte er es seinen Freunden, wie er zu einem solchen Schritt gedrungen, genöthigt werde; denn er that es ungern und nur weil er glaubte, dies der ihm anvertrauten Kirche schuldig zu sein. Wenn der Erzbischof noch andere als kirchliche Rücksichten gehabt hätte, für sich hätte er nichts Höheres zu erreichen wünschen können, als daß sein Haupt der katholischen Welt im Glanze der Märtyrerkrone erscheine. Er selbst aber suchte den geschehenen Schritt zu vermeiden, er drang wiederholt auf Unterhandlungen, er suchte eine Lage zu gewinnen, wo das Neueste zu umgehen war, und erst als er den letzten kurzen Bescheid erhielt, glaubte er jeden andern Weg abgeschnitten. Man hatte seine Lage in Berlin als eine sehr fröhliche und fast beneidenswerthe geschildert — er bezog

ja fortwährend die erzbischöfliche Competenz! — Der Erzbischof hatte, als er der Einladung nach Berlin folgte, den Generalofficial des Posener Kapitels auf vier Wochen zur Discesanverwesung bevollmächtigt — diese Zeit war längst verstrichen. Mußte er sich in seiner Stellung in Berlin nicht selbst wie ein Werkzeug erscheinen zur Erschütterung des Glaubens und Vertrauens in seiner Kirche? Dies ist nun für immer unmöglich geworden. — Hr. v. Dunin ist ganz erschöpft bei seiner Ankunft sofort im erzbischöflichen Palaste abgestiegen, von wo er sich alsbald in den Dom begeben hat. Freitags und Sonnabends hat er dort Messe gehalten. Er war diese beiden Tage seines Aufenthalts in Posen über sehr angegriffen und wiederholt mußte man ihm, weil der Ohnmacht nahe, selbst in der Kirche zu Hülfe kommen. Die schnelle Reise, Nachtwachen, die Mühsung beim Wiedersehen seiner so treu an ihm hängenden Geistlichkeit, der Anblick der so lang entbehrten Kirche — alles dies hatte ihn erschüttert, wie es denn wohl geeignet war, seine Kräfte zu überwältigen. Die Nachricht von seiner Rückkunft hatte sich mit Gedankeneile über die Stadt und nächste Umgegend verbreitet. Sonnabends schon zog zahlreiches Landvolk in die Thore der Stadt ein, festlich geschmückt, nur um andern Tags dem vom Erzbischof zu haltenden Hochamte beizuwohnen. In der Nacht auf den Sonntag aber gegen zwei Uhr rückten die der Provinz nicht angehörigen Truppen aus der Citadelle aus und sperren die von der Stadt etwas entlegene Domkirche und erzbischöfliche Wohnung ab; sodann sprengte man mit Gewalt die Thüren der letztern auf, welche der Hausverwalter nicht öffnen wollte, und drang in die Zimmer des Hrn. Erzbischofs. Dieser, im ersten Schlafe durch den Lärm aufgeweckt, hatte kaum Zeit, das ihm zunächst liegende pontificalische Kleid anzulegen, als die Polizeibeamten schon vor ihm standen und ihn aufforderten, ihnen zu folgen. Als der Erzbischof sich dessen weigerte, griffen ihm Gendarmen unter die Arme und führten ihn, wie er war, in einen Wagen, der sich alsbald unter gehöriger Bedeckung in Bewegung setzte. Unterdessen hatte das Getümmel auch die Schwester des Hrn. v. Dunin aus dem Schlafe geweckt, die sich nicht unter Einem Dache mit ihrem Bruder, sondern in ihrem Hause, das ganz in der Nähe des erzbischöflichen Palastes liegt, befand. Da sie das, was vorgieng, bald vermuthete, so wollte die unglückliche Dame zu ihrem Bruder eilen, um ihm einige nöthige Unterstützung zu leihen. Allein das Militär hatte auch die Thüren ihres Hauses besetzt und ließ sie nicht durch. *) Als ihr endlich nach vollbrachter Abführung ihres Bruders der Zutritt in dessen Haus gestattet ward, fand sie es leer. Bei anbrechen-

(*) Dies steht im Widerspruch mit andern Berichten, wornach Fräulein v. Dunin ihrem Bruder eine Rolle Gold mit auf die Reise geben wollte.

Dem Morgen war die Nachricht von dem nächtlichen Vorfall bereits in der Stadt verbreitet, und die Menschen strömten in großer Zahl nach dem erzbischöflichen Palast und beschauten die eingeschlagenen Thüren, welche sich jedoch die Polizei bemühte, nach einigem Widerstande wieder herstellen zu lassen. Diese Wanderungen währten den ganzen Tag über, die Ruhe wurde jedoch keinen Augenblick getrübt; das Volk zeigte nur eine tiefe Trauer, und man hat Menschen gesehen, welche inbrünstig die Schwelle küßten, über welche der Fuß des Erzbischofs gegangen war. — Der Wagen, welcher den Hrn. Erzbischof einschloß, bewegte sich unter Eskorte den Festungswerken von Posen entlang und dann auf der Straße nach Berlin hastig vorwärts. Man glaubte daher in Posen, der Prälat solle wieder nach Berlin zurückgeführt werden, und einer der Domherren des dortigen Kapitels reiste auch alsbald seinem Bischof hieher nach. Wirklich lautete dahin auch die erste Ordre aus Berlin und der Hr. Erzbischof war bereits schon über den halben Weg hieher, als seine Eskorte der Befehl erteilte, den Prälaten unverweilt nach der Festung Colberg abzuführen. Der hier noch anwesende Kaplan des Hrn. Erzbischofs hat wiederholt beim Polizeiministerium um die Erlaubniß nachgesucht, zu demselben, der sich ganz ohne Begleiter und Unterstützung befindet, reisen zu dürfen, wurde aber bis auf Weiteres zu warten beschieden. Auch der aus Posen hieher geeilte Domherr, der ihm wenigstens das Nöthige an Kleidung und Wäsche zuzustellen wünschte, hat die Erlaubniß dazu bei dem Polizeiministerium nicht erwirken können. (N. Z.)

— Posen, 7. Oct. Am 4. d. M. früh um 8 Uhr besuchte ich die Domkirche, und war eben etwa fünf Minuten im Gebete versunken, als ich von sanften, aber etwas raschen Tritten zum Umsehen geweckt wurde, und was sah ich? — ich wußte nicht, war's sein Geist, oder er selbst in der Wirklichkeit, ich traute meinen Augen nicht; ich glaubte zu träumen; ich sah, sah abermals und sah richtig, ich sah unsern guten Confessor Erzbischof, der so plötzlich in die Cathedrale eingetreten war. In dem Augenblicke, wo ich ihn mit meinen zweifelhaften Blicken verfolgte, kam sein ältester Bedienter und sprach: „Der Erzbischof!“ Sofort eilte ich, um dies meinen Freunden mitzutheilen. Im Nu war ich zu Hause und wieder in der Kirche, Alles strömte nun in die Kirche nach, und so erwarteten wir ihn, als er aus der Kreuzkapelle vom Gebete aufstand und nach Hause gieng. Während der Zeit war ein Priester, zufällig sein Beichtvater, mit der hl. Messe in die Kapelle getreten, worauf sich der Erzbischof von der Staffel erhob, und in eine Seitenbank niederkniete und vom Anfang bis zu Ende seines Aufenthalts in der Kirche seine Gebete durch Thränen ausdrückte. Mittlerweile kam der von Gnesen verbannte Generalvikar Brodziejewski zur hl. Messe in dieselbe Ka-

pelle, und als er den Erzbischof wahrnahm, fiel er vor ihm auf die Knie und küßte seinen Arm. Beide Greise sahen einander an und weinten die bittersten Thränen und vermochten kein Wort zu sprechen. Wer sie sah in dieser Lage, der mußte, und hätte er ein Herz von Stein gehabt, weinen. Nach beendigter hl. Messe re.igte der Vicar dem Erzbischof die Patene zum Friedensfuß dar. Nun gieng er, nachdem er noch vor dem hl. Kreuze ein kurzes Gebet verrichtet hatte, in seinen Palast. Er ward wegen seiner Anstrengung die Stufen in seine Wohnung mehr getragen, als daß er gieng. So viel erfuhr man bald, daß der Erzbischof mit Extrapost vor die Domkirche gekommen, daselbst abgestiegen war, und seinen Weg in die Kirche nahm. Kein Domherr wußte etwas von seiner Ankunft, erst als er aus der Kirche gieng, kamen diese zu ihm, ihn zu begrüßen; Regenbrecht war nach Berlin gereist. Den Grund seiner Abreise von Berlin gründete der Erzbischof auf die hl. Schrift. „Ich handelte, sprach er, wie die Apostel des Herrn, denen untersagt wurde zu lehren und zu predigen. Doch kaum befreit aus dem Gefängnisse, giengen sie sofort in den Tempel und verkündeten Christi Worte. So that auch ich es. Betet für mich, meine Kinder,“ rief er aus, und Thränen flossen über seine abgehärmten Wangen. Zuletzt gab er den bei ihm Versammelten den apostolischen Segen. Die Art seiner Abreise ist diese: In Berlin sandte der Erzbischof seinen Kaplan Walkowski nach Potsdam, um ein Mittagbrod zu bestellen. Als dieser abgereist war, kam eine Privatkutsche, die ihn abholte und wegfuhr. Auf der ganzen Straße von Berlin nach Posen warteten Pferde seiner, um zu wechseln. In 23 Stunden war er 33 Meilen gefahren. Drei Meilen von Posen nahm er Extrapost und fuhr mit dieser bis vor die Domkirche. — Ihm sind gleich fremde Präpöste nachgefolgt, durch deren Pfarreien er gefahren. In Posen hatte er Tag und Nacht Besuche von hiesigen Bürgern und auswärtigem Adel. Geheime Polizei, in Civil gekleidet, trieb sich die ganze Zeit um seinen Palast herum und beobachtete ihn. Den 5. d. M. las er in der Kreuzkapelle um 8 Uhr die hl. Messe. In Berlin hat der Erzbischof einen Brief an den König zurückgelassen, mit dem Inhalte des Grundes seiner Abreise; eben so einen an den Kaplan Walkowski. — Den Tag über war alles ruhig; blos da und dort wurden von polnischen Bürgern und polnischen Offizieren Tafeln gehalten, wobei Toaste auf das Wohl des Erzbischofs ausgebracht wurden. Ich selbst war an einem Orte davon Augenzeuge. — Doch die Freude währte nicht lange, denn schon nach Mitternacht um zwei Uhr kamen Infanteristen und Husaren und besetzten je zwei Mann jede Thüre am Dome, an den Wohnungen der Domherren, Vicarien und dem geistlichen Seminar. Die Husaren mit 4 Kanonen füllten den Hofraum mit dem Garten des Palastes aus. Von 2

bis circa 4 Uhr quälten sie sich, die Thüre zu öffnen: sie brachen mit aller Gewalt ein, indem sie die mittlere Thürleiste mit Macht abrissen und das Thürschloß abstemmen. Auch die zweite Thüre wurde gewaltsam geöffnet, indem ein jüdischer Schlosser das Thürblech abriß. Doch der Erzbischof verfuhr zu öffnen und bestieg um $\frac{1}{4}$ auf 5 Uhr den Wagen. Man fuhr um die Stadt, bis hinter der Stadt ein Postwagen mit 4 Pferden ihn aufnahm und nach Berlin fuhr. 40 Husaren vor und 40 hinter dem Wagen begleiteten ihn. Wie es heißt, ist der Erzbischof nach Colberg gebracht worden. Noch nirgends haben sich wohl die Husaren so ausgezeichnet, wie hier und diesmal; einer derselben bewies seine Kunst im Einhauen und Fechten dadurch, daß er einem Hunde im Hofe des erzbischöflichen Palastes dreimal in den Schwanz hieb, weil er gebellte hatte.

(H. d. St.)

— Berlin, 13. Oct. Der Hr. Erzbischof von Gnesen und Posen ist, nachdem er etwa hundert Meilen herumgefahren worden, in der Festung Colberg angekommen, und hat ein wohlbewachtes Haus zu seiner Wohnung angewiesen erhalten. Da von ihm gefordert wurde, einen Eid zu leisten, daß er ohne Genehmigung Sr. Majestät des Königs nicht in seine Erzdiözese zurückkehren wolle, und er nicht nur eine solche Anmuthung entschieden ablehnte, sondern sich auch zur Rückkehr verpflichtet erklärte, sobald ihm der Weg dazu offen stehe, so sind Maßregeln der strengsten Bewachung seiner Person getroffen worden. Der Umstand, daß der Hr. Erzbischof gleich anfänglich in Berlin eben jene Absicht, in seine Erzdiözese zurückkehren zu wollen, gegen einen mit ihm im Namen des Staats verhandelnden Regierungsrath unumwunden aussprach, widerlegt allein schon hinlänglich die mit übergroßer Emsigkeit ausgestreute Behauptung, daß er durch die Anreizung Anderer zu diesem Entschlusse gebracht worden sei. Der Hr. Erzbischof fühlte sich in seinem Gewissen zu dem Schritte gedrungen, und wurde von außen dazu genöthigt. Ich weiß zwar nicht, nach welchem Maßstabe gemessen Hr. v. Dunin so unbedeutend erscheint, wie man ihn der Welt gern darstellen möchte; immerhin bleibt es aber gewiß, daß man mindestens etwas Bedeutendes aus ihm gemacht hat. Die Schilderungen, die wir über seine Persönlichkeit von der ihm befreundeten Seite vernehmen, stehen denen seiner Gegner schnurgerade entgegen. Man sagt von ihm, daß sich in seinem Charakter eine unerschütterliche Festigkeit und Beharrlichkeit mit der größten Sanftmuth, Weichheit und Herzensgüte verbinde, welche letzte Eigenschaft seine Gegner mit Schwäche mögen verwechselt haben. Als ihn einmals einige hier Studirende aus dem Großherzogthum Posen besuchten, äußerte

er lächelnd zu einem Freunde: „Fast sollte es mich wundern, wenn man aus diesem Besuche nicht Anlaß nähme zu behaupten, ich ließe mich auf meinem Wege von jungen Leuten bestimmen, wie man es sogar von meiner guten Schwester ausgesprochen hat.“ — Der Kaplan des Hrn. Erzbischofs hat endlich gestern seine Reise nach Colberg antreten dürfen, nachdem er vorher das Versprechen unterschrieben hatte, daß er weder mit einem Bürger jener Stadt noch mit irgend einem Geistlichen der Diözesen Gnesen und Posen in Verbindung treten wolle. (N. Z.)

— Die Organe der Regierung sind sehr schweigsam. In Posen schweigen die Glocken und in den Kirchen der Gesang. Am Rhein wird für den Erzbischof Martin wie für Clemens in den Kirchen öffentlich gebeten. Es macht einen unbeschreiblichen Eindruck, eine ganze Gemeinde, Mann für Mann, für jene würdigen Erzbischöfe beten zu hören die lieber in Kerker wanderten, als die Segnungen entweichten, die ihr Herr und Gott ihren Händen anvertraut hat. — Viele Katholiken haben beschlossen, an den Tagen der bevorstehenden Reformationsfeierlichkeiten in ihrer Kirche Gott öffentlich ein Dankopfer darzubringen, daß ihre Väter an der kath. Kirche festgehalten haben.

Frankreich. Der französischen Gesandtschaft in Persien wird von der Regierung ein Gesandtschaftskaplan beigegeben werden. Man wird — wie dies auch unter Napoleon im gleichen Falle geschah — diese Stelle einem Geistlichen aus dem Lazaristenkloster zu Konstantinopel anvertrauen.

In der Thomann'schen Buchhandlung (Attenkofer) in Landshut sind erschienen:

Die blühenden Aehren am Weinstocke Christi oder eine Reihe von Erzählungen, mit einer Nachdacht. Von einem kath. Geistlichen. 1839.

Diese Erzählungen bezwecken zum Festhalten an Christus zu ermuntern. Sie sind im Ton der Legenden geschrieben, werden somit denjenigen genehm sein, welche an dieser Art Schriften Wohlgefallen haben.

1. Kurze Weise, das tägliche Leben nach Gottes Wohlgefallen einzurichten. Von J. Rauchenbichler. 2te vermehrte Auflage. 1839.

2. Ein Büchlein zur Erbauung und geistlichen Unterhaltung. Von einem kath. Landgeistlichen. 1838.

3. Die heilige Stunde zur Ehre des göttlichen Herzens Jesu. Mit einem Bilde. 1839.

Diese drei kleinen Gebetbücher sind von dem frömmsten Sinn durchdrungen und enthalten recht schöne Ermahnungen, kurze Lehrsätze und Gebete, um die Andacht lebhaft zu erhalten. Das zweite enthält das Leben des hl. Florian mit einer Predigt sammt Lied vom hl. Altarssakrament &c.; das dritte enthält ausgewählte Betrachtungen, Gebete, Tagzeiten und Lieder zur Anbetung des heil. Herzens Jesu.